

## Im Gespräch mit ...

### Kerstin Merz-Atalik

Ausgabe 15/2012



#### Zur Person

Prof'in Dr. Kerstin Merz-Atalik ist in Hessen geboren und aufgewachsen. Sie hat eine integrative Gesamtschule besucht bis zum Abitur und in Marburg Erziehungswissenschaften mit Schwerpunkt „Rehabilitationpädagogik“ studiert. Nach dem Studium hat sie fünf Jahre an Berliner Grundschulen als sozialpädagogische Einzelfallhilfe die Integration von Kindern mit einem Förderbedarf im Bereich „Lernen“ oder „soziale und emotionale Entwicklung“ an Regelschulen unterstützt. Seit 1995 arbeitet sie an verschiedenen Hochschulen (Bozen, Potsdam, TU Berlin, Halle, Uni Gießen, PH Ludwigsburg) als wissenschaftliche Assistentin, Vertretungsprofessorin oder als Lehrbeauftragte; seit 2004 ist sie Professorin an der Fakultät für Sonderpädagogik der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Ihre Forschungs- und Publikationsschwerpunkte liegen auf der Entwicklung eines inklusiven Unterrichts (Lehrereinstellungen und -ausbildung), der Teamarbeit und Kooperation im gemeinsamen Unterricht und der Interkulturellen Pädagogik/Kommunikation im Zusammenhang mit Behinderung und Benachteiligung. Im Rahmen dieser Schwerpunkte hat sie vielfältige Forschungsprojekte begleitet oder durchgeführt. Seit ca. drei Jahren ist sie auch in EU-Projekte mit diesen Schwerpunkten involviert (Demokratieerziehung, Interkulturelle Pädagogik und Transkulturelle Identität, Lehrerbildung für inklusive Pädagogik). Zudem zählt Frau Merz-Atalik zu den Gründungsmitgliedern von Inklusion-Online und des Vereins Bidok Deutschland. Vortragsmanuskripte, Forschungsprojekte und Publikationsliste unter [www.ph-ludwigsburg.de/2028.html](http://www.ph-ludwigsburg.de/2028.html).

**Schlachter:** Frau Merz-Atalik, was ist Ihr Verständnis von Inklusion?

**Merz-Atalik:** In meinem Verständnis ist Inklusion auf drei Ebenen zu denken; auf der ersten Ebene die *Haltung*. Auf der Ebene der Haltung geht es um eine weitgrößte Akzeptanz und Anerkennung von Vielfalt. Weitgrößte, weil es natürlich immer auch Aspekte von Differenz gibt, die unter Umständen gegen Menschenrechte, gegen demokratische Grundrechte oder Ähnliches verstoßen. Es ist eine Haltung gegenüber der Gesellschaft, dass man Heterogenität und Vielfalt als eine Bereicherung für die Gesellschaft wahrnimmt. Ich glaube, da haben wir noch sehr viel Entwicklungsbedarf in der Gesellschaft.

Die zweite Ebene ist die Ebene der *Organisation*. Meines Erachtens braucht es auch auf der organisatorischen Ebene möglichst wenig separierende Angebote und Institutionen, um Erfahrungen und Haltungen entstehen zu lassen. Im Moment ist es ja so, dass zum Beispiel im Bildungssystem die Institutionen danach organisiert sind, wie man möglichst Homogenität schafft, und nicht, indem man Heterogenität bewusst lebt. Hier benötigen wir eine veränderte Perspektive auf der organisatorischen oder institutionellen Ebene und inklusionsorientierte Organisations- und Institutionsentwicklung.

Die dritte Ebene ist die *Handlungsebene*. Auf der Handlungsebene braucht es Konzepte, z.B. pädagogische Konzepte, die ausgerichtet darauf sind, dass Situationen geschaffen werden, in denen alle Vielfalt als eine Bereicherung wahrnehmen und erleben können. Wenn man das am Beispiel Schule sieht, kann es keine bereichernde Erfahrung werden, wenn von heute auf morgen plötzlich die Schulen für Erziehungshilfe aufgelöst werden würden und diese Kinder morgen in die Regelschule gehen. Das ist keine Inklusion, sondern nur eine räumliche Zusammenführung. D.h., man müsste auf der Ebene der Haltung in der Institution daran arbeiten, das kann man nur, indem man in der Organisation Ressourcen und Rahmenbedingungen schafft, die es auch ermöglichen, diese Form der Vielfalt als Bereicherung wahrzunehmen. Konzepte braucht so eine Institution nicht von Anfang an. Meine per-

sönliche Erfahrung zeigt, dass solche Konzepte sich entwickeln können. Aber natürlich können Schulen und Institutionen darin begleitet werden. Was wir heute mit dem Thema Inklusion auf den Weg bringen, ist ja in vielen anderen Orten der Welt schon Tradition oder reflektierte Erfahrung. Wir diskutieren im Moment gerade in Deutschland die Entwicklung inklusiver Didaktik oder Methodik, da müsste man auch in den angloamerikanischen Raum schauen und sich vieles anschauen. Inklusion muss man auf diesen drei Ebenen gleichzeitig sehen, das kann man nicht einfach nur auf einer theoretischen Ebene abhaken.

**Schluchter:** *Wenn Sie das Thema Inklusion aus einer wissenschaftlichen Perspektive betrachten, welche Bezugs- und Orientierungspunkte würden Sie heranziehen?*

**Merz-Atalik:** Es ist natürlich ganz klar eine Menschenrechtsfrage. Wir haben immer noch die Situation, dass wir häufig von der Integration von Menschen mit Migrationshintergrund sprechen. Sie sind vom Gastarbeiter, zum Ausländer, zum Migranten, zum Menschen mit Migrationshintergrund geworden. Der Mensch soll eigentlich an erster Stelle stehen, aber wir realisieren gar nicht, dass jemand der in der dritten Generation hier lebt, eigentlich gar nicht Mensch mit Migrationshintergrund ist, sondern an erster Stelle ein Mitbürger. Das ist ein Beispiel für mich, dass es vor dem Menschenrechtshintergrund eigentlich problematisch ist, überhaupt von der Integration von jemandem zu sprechen, der Teil unserer Gesellschaft ist. Das gilt für Menschen mit Behinderungen oder für alle Minderheiten oder Randgruppen.

Daneben die theoretischen Bezüge. Ich habe mich immer ganz stark an Helmut Reiser, am „Psychoanalytisch-prozessorientierten Ansatz“ angelehnt. Ich glaube, man braucht inklusive Prozesse, um tatsächlich zu einer inklusionsorientierten Haltung und Einstellung zu kommen. Man kann beobachten, beispielsweise im Kindergarten, dass die Kinder einen sehr viel authentischeren Umgang mit Behinderung haben. Uns erschreckt es oft, weil Menschen mit Behinderung z.B. ihre Emotionen und Gefühle ganz spontan zeigen und man denkt, „Uh, das sollten sie jetzt lieber nicht tun, weil es den anderen vielleicht verletzt oder irritiert“. Aber in der frühen Kindheit, wenn solche psycho-analytischen Prozesse in der Auseinandersetzung mit Anderssein im Alltag stattfinden können, dann kann man den Umgang lernen. Man entwickelt unter Umständen ein anderes Normalitätskonzept, eines, das sich nicht danach richtet, was der Idealzustand von einem Menschen sein könnte. Es gibt dann vielleicht ein Normalitätskonzept für Menschsein, dass Menschsein einfach Vielfalt bedeutet. Ich

selber habe das in Berlin im Grundschulbereich durchaus bei Kindern beobachten können. Und es ist auch nachgewiesen durch Forschung; bspw. in einer Brandenburger Studie haben Preuss-Lausitz, Heyer und Schöler aufgezeigt, dass die Akzeptanz gegenüber Anderssein tatsächlich mit der Wahrnehmung von Anderssein im eigenen Umfeld wächst. Sei es in Bezug auf Generationen, in Bezug auf Migrationshintergrund oder andere Aspekte von Anderssein.

**Schluchter:** *Wenn ich richtig verstehe, ist Bewusstseinsbildung oder die Arbeit an Haltungen und Einstellungen ein wesentliches Element der Weiterentwicklung von Inklusion in der Gesellschaft. Wie kann Ihrer Meinung nach die Arbeit an Haltungen und Einstellungen in Bezug auf Inklusion gestaltet werden?*

**Merz-Atalik:** Also ich habe in Finnland die Erfahrung gemacht, dass Menschen, die bereits in einem Bildungssystem aufgewachsen sind, in dem Heterogenität Normalität ist, auch einen ganz anderen Umgang mit Heterogenität pflegen und entsprechend eine ganz andere Haltung haben. Die Handlungsfrage muss man bei Studierenden in Finnland nicht schulen, sondern die ist durch die eigenen schulischen Erfahrungen mit Heterogenität gewachsen. Ich glaube zum Beispiel, dass bei mir diese Handlungsebene auch dadurch beeinflusst wurde, dass ich eben bis zum Abitur in Gesamtschulen gegangen bin. Wenn wir heute Klassentreffen haben, dann kommen diejenigen, die einen Hauptschulabschluss gemacht haben, genauso mit dazu wie jene, die ein Abitur gemacht haben. Also das ist kein Gymnasiums- oder kein A-Kurs-Treffen, sondern das ist einfach eine Jahrgangsstufe, die in einer Kleinstadt aufgewachsen ist, die sich dann eben begegnet und trifft. Und ich denke, so entstehen andere Haltungen. Man interessiert sich füreinander. Das sollte in einem erweiterten Sinne eben auch für Kinder und Jugendliche gelten, die heute noch Sonderschulen besuchen. Ich hatte vom 5. bis zum 7. Schuljahr einen Mitschüler, der im Rollstuhl saß, und glaube, dass das meine Haltung geprägt hat. Begegnungen mit Menschen mit Behinderungen haben sicherlich auch meinen Berufswunsch in die Sonderpädagogik zu gehen beeinflusst. Heute haben wir natürlich die Situation, dass die Mehrheit der Menschen ohne diese Erfahrungen sozialisiert sind. Man muss erst mal bei denjenigen, die in den Institutionen arbeiten, aber auch bei Eltern, sehr viele Hürden abbauen. Und das wird sicherlich einige Jahre dauern, bis so eine Haltung breit mit einer größeren Selbstverständlichkeit gelebt wird.

**Schluchter:** *D.h., der eine Weg hin zur Inklusion wäre, die Struktur von Institutionen zu ändern, und der andere Weg die Arbeit an Haltungen und Ein-*

*stellungen, weil Inklusion noch als Entwicklungsaufgabe und -anspruch vor uns liegt ...*

**Merz-Atalik:** Genau. Die UN-Konvention fordert ja ganz deutlich diesen Bewusstseinswandel anzustoßen. Im Moment gibt es viele Plakataktionen und Aktivitäten von Bundesministerien und dergleichen, um noch größere Öffentlichkeit für das Thema Inklusion zu schaffen. Aber ich glaube nach wie vor, dass die persönliche Erfahrung tatsächlich am ehesten zu anderen Bildern führen kann. Ich sehe das zum Beispiel bei meiner Nichte, die ist jetzt Mitte 20, und sie ist in einen integrativen Kindergarten gegangen. Ich weiß, dass sie einfach schon mit anderen Bildern aufgewachsen ist, als ich es noch bin. Ich denke, im Grundschulbereich müsste das jetzt anfangen. Ich schaue immer ein bisschen neidisch auf andere Kreise, Städte oder Regionen, in denen man da größere Schritte macht: zum Beispiel im Kreis Offenbach gibt es jetzt einen Schulversuch mit dem Konzept „Begabungsgerechte Schule“; man hat zwei Sonderschulen mit dem Förderschwerpunkt Lernen geschlossen und beginnt mit dem ersten Schuljahr, indem man keine Kinder mehr aufgrund von Lernschwierigkeiten separiert. Das führt zu Erfahrungen und - aus eigener Erfahrung aus meiner Schulzeit als Lehrerin in Berlin Anfang der 90er Jahre - auch zum Wachsen der Institutionen mit diesen Herausforderungen. Ich glaube, dass das ein guter Schritt ist. Auch in Baden-Württemberg haben ja über 50 Prozent der Kinder, die einen sonderpädagogischen Förderbedarf haben, diesen im Bereich Lernen. Ich glaube, das wäre eine gute Gruppe, um mit der Umsetzung anzufangen. Unabhängig davon, dass man es sich für andere Kinder mit anderen Beeinträchtigungen natürlich auch wünscht und ebenso vorstellen kann.

**Schluchter:** *Vor dem Hintergrund von institutionellen Veränderungen und Änderungen auf Ebene von Haltungen und Einstellungen, wo würden Sie sagen, sind aktuell die Hauptweichenstellungen in Bezug auf Inklusion zu machen? Wo liegen aber auch noch Hürden?*

**Merz-Atalik:** Also ich glaube, eine der Haupthürden ist es, dass auch Konzepte und Werte in der Bildung, mit denen wir aufgewachsen sind, ein Stück weit mit dem Bildungssystem, wie es bislang gewesen ist, einhergehen. Nehmen wir mal den Gerechtigkeitsbegriff, den wir haben. Für mich galt es lange Zeit als gerecht, dass einer, der mehr leisten kann, das Abitur macht und dann mehr verdient. Wenn ich dann aber in Zusammenhängen gearbeitet habe, in denen Kinder lernen, die vollkommen ohne eine Selbstverschuldung nicht die gleichen Leistungen zeigen können aufgrund von Benachteiligungen, dann merke ich, dass dieser Ge-

rechtigkeitsbegriff nicht trägt. Früher habe ich gedacht es sei normal, dass ich mal ne 4 oder 5 in Mathematik bekommen habe, weil ich da eben nicht so gut war. An jenen gemessen zu werden, die schon mit ganz anderen Dispositionen in den gleichen Unterricht reingegangen sind. Diese Idee, die sitzt so tief in uns drinnen, also die Normalverteilungskurve, nach der wir die Welt wahrnehmen. Ich glaube, das ist etwas, woran man arbeiten muss. Die Medien haben einen großen Einfluss. Solche Filme wie „Ziemlich beste Freunde“ oder andere haben das Potenzial, ein Stück weit die bestehenden Bilder von Behinderung zu hinterfragen. Viele reflektieren: „So habe ich das ja noch nie gesehen, also dass jemand der behindert ist, nicht unbedingt der Schwache sein muss“. Lebensglück hängt nicht unmittelbar davon ab, ob ich ein Abitur und einen guten Verdienst habe, sondern von so vielen anderen Dingen. Da müssten wir einfach für die Gesellschaft hinterfragen, welche Werte wir vermitteln im bisherigen Bildungssystem. Vielfalt als Wert bedeutet, dass man akzeptiert, „nicht jeder kann das Gleiche leisten“ und das, was er leistet, hat dennoch einen bestimmten Wert. So kann sich ein anderer Gerechtigkeitsbegriff entwickeln.

**Schluchter:** *Mit der Ratifizierung der UN-Konvention ist Inklusion in Deutschland nun rechtsbindend. Nun spannt sich - wie Sie gerade skizziert haben - allerdings das Dilemma zwischen unseren bisherigen Wertorientierungen von Gesellschaft und der Perspektive Inklusion. Wo in diesem Spannungsfeld sehen Sie Entwicklungsmöglichkeiten und -perspektiven?*

**Merz-Atalik:** Entwicklungschancen sehe ich darin, wenn im Kindergarten Inklusion beginnt und im Grundschulbereich weiter umgesetzt wird und dadurch andere Sozialisationsräume entstehen und man mit anderen Bildern aufwächst. Das habe ich ja schon ausgeführt. Die Inklusion in diesen Institutionen stellt große Potenziale dar. In der Ludwigsburger Kreiszeitung war in Bezug auf die Karlshöhe zu lesen, dass diese bzw. deren Einrichtungen Fördermittel von Drittmitteln nur bekommen, wenn die einzelnen Einrichtungen stärker regionalisiert und dezentralisiert werden. Dies stellt für die Institution zunächst ein Dilemma dar, da die infrastrukturelle und organisatorische Erweiterung im Hauptsitz einfacher zu verwirklichen gewesen sein dürfte als die Entwicklung ambulanter oder gemeindezentrierter Einrichtungen. Aber das ist jetzt erst mal die Umbruchsituation. Ich weiß aus Erfahrung, zum Beispiel aus Amerika, dass Behinderung im Alltag sehr viel mehr präsent ist als bei uns, einfach weil man nicht diese gesonderten Einrichtungen hat. Das beginnt damit, dass man an der Kasse jemandem begegnet, der höрге-

schädigt oder gehörlos ist. Das ist mir in Deutschland noch nie begegnet, auch nicht jemandem mit dem Rollstuhl. Da können durch die stärkere Präsenz im Alltag einfach auch andere Vorstellungen von Behinderung entstehen. Bei uns wird das immer gleichgesetzt mit Niedriglohnarbeitsverhältnissen. In Italien ist es beispielsweise so, dass jeder eine Teilqualifizierung abschließen kann; da kann jemand Krankenpfleger werden, darf aber zum Beispiel keine Medikamente geben oder solche Dinge. Wir sind noch viel zu stark in diesen geschlossenen Berufsbildern und Ausbildungssystemen verhaftet und nutzen die Chancen einer Flexibilisierung und Differenzierung ungenügend. Ich glaube, dass da noch viele Entwicklungsschritte vor uns liegen, die meines Erachtens dann auch dazu führen könnten, dass man eben Vielfalt eher als eine Normalität und Bereicherung wahrnimmt.

**Schluchter:** *Gerade wenn man jetzt Amerika und Italien nimmt, warum sind Gesellschaftsstrukturen in Bezug auf den Umgang mit Vielfalt und Heterogenität dort anders gewachsen?*

**Merz-Atalik:** Also in Italien ganz klar durch die Entscheidung Mitte der 70er Jahre, keine gesonderten Bildungseinrichtungen mehr vorzuhalten. Dadurch ist wohnortnahe Integration entstanden, sicherlich auch nicht immer im Idealzustand und sicherlich waren auch oft die Fördersituationen nicht die idealen. Man muss sagen, da hat sich über die mittlerweile über 50 Jahre viel in den Regleinrichtungen entwickeln müssen. Aber es können dadurch Menschen miteinander aufwachsen und Erfahrungen machen. Das heißt nicht unbedingt, dass jeder dann sofort ein „Inklusionist“ wird. Natürlich macht jeder auch unterschiedliche Erfahrungen mit Vielfalt oder Heterogenität und verarbeitet diese Erfahrungen wiederum sehr unterschiedlich. Dennoch glaube ich, dass es ein viel größeres Potenzial bietet als die aktuelle Situation mit der Separation.

In Amerika war einfach das Thema Inklusion viel stärker an Fragen in Zusammenhang mit Rassendiskriminierung und Gleichstellung geknüpft. Es wurde nicht nur in dem Feld der Gleichstellungsrechte von Menschen mit Behinderungen wahrgenommen. Bei uns kommt das Thema Gleichstellung und Inklusion jetzt erst eine deutlichere Gewichtung im Zusammenhang mit der UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Das ist ein Vorteil im angloamerikanischen Bereich, dass Inklusion eben als Schulreformbewegung zur allgemeinen Gleichstellung gesehen wurde, die auch sehr viel stärker von den Regelschulen ausgegangen ist und nicht nur wie bei uns, wo nun durch den Druck der UN BRK sich zwei bislang vollkommen unabhängige Systeme aufeinander zubewegen müssen.

**Schluchter:** *Wie Sie bereits skizziert haben, stellt sich auf der Ebene von Gesellschaft neben der Frage des Bildungssystems auch die Frage nach dem Übergang Schule und Beruf. Welche Perspektiven und Erfahrungswerte liegen für die Ausgestaltung dieses Überganges vor?*

**Merz-Atalik:** Also ich denke, in Italien hat man eben in Folge der frühen Entwicklung eines inklusiven Bildungssystems auch sehr früh die Schwerbehindertengesetzte verändert. Dort kann man sich nicht mehr von der Schwerbehindertenbeschäftigungsquote freikaufen. Das ist heute bei uns noch undenkbar. Aber das ist eine Entwicklung gewesen, die politisch umsetzbar war mit Blick auf die inklusive Schulentwicklung. Das war einfach klar, dass irgendwann diejenigen, die durch dieses Bildungssystem gegangen sind, auch auf den Arbeitsmarkt kommen. Es wäre sehr unbefriedigend gewesen, jetzt nur geschützte, separierte Arbeitsbereiche aufweisen zu können. Ich sage nicht, dass es die gar nicht mehr geben muss. Die wird es sicherlich auch geben müssen, aber eben mit sehr viel mehr Freiwilligkeit und als zweite Option. Menschen mit einer geistigen Behinderung beispielsweise sollten begleitet werden in dieser Entscheidung, ob sie auf dem öffentlichen Arbeitsmarkt oder in verschiedenen geschützten Formen von Beschäftigungsverhältnissen arbeiten wollen. Es geht nicht darum, diese geschützten Beschäftigungsverhältnisse komplett aufzulösen, dazu haben wir einfach eine zu problematische Beschäftigungsquote bzw. eine zu hohe Arbeitslosenquote bei uns. Insbesondere solange die Arbeitslosenquote so hoch ist und Menschen mit Behinderung sich auf dem gleichen Arbeitsmarkt bewegen, brauchen sie eben auch ein Stück weit beschützende Verhältnisse. Aber diese beschützenden Verhältnisse sollten anders eingerichtet werden.

Das ist eine der großen Aufgaben von einem Bundesministerium für Arbeit, dass Initiativen gestartet werden, um einen Bewusstseinswandel anzustoßen. Den braucht es da dringend.

Auf der anderen Seite weiß ich, und ich komme eben aus einer kleinen Stadt, dass in einer Gemeinschaft von einem Wohngebiet solche Beschäftigungsverhältnisse für Menschen, die eine Lernbeeinträchtigung oder eine andere Beeinträchtigung haben, sehr viel selbstverständlicher sind, weil man keine so große Anonymität hat wie in einer großen Stadt. Der Förderschüler, der in der eigenen Straße wohnt, ist dann aber nicht irgendjemand, irgendein Förderschüler, sondern jemand, den man kennt, der da mit einem aufgewachsen ist. Dann entscheidet sich vielleicht auch jemand, der eine Kfz-Werkstatt hat, diesen in einer anderen Weise einzustellen. Also ich glaube, persönliche Beziehungen und Kon-

takte helfen tatsächlich Hürden zu überwinden. Deswegen finde ich nach wie vor die Idee der Gemeinschaftsschule eigentlich gut - wenn auch in der Konsequenz noch ein bisschen weitergehend, als wie wir sie im Moment in Baden-Württemberg diskutieren. Nicht nur in der Zusammenlegung von verschiedenen Sekundarschulformen, sondern ich denke, man müsste eigentlich eine Verlängerung einer gemeinsamen Schulzeit wie an der Grundschule anstreben für alle Kinder. In Wohnortnähe, die ganz wichtig ist, damit eben belastbare soziale Kontakte und Beziehungen entstehen können.

**Schluchter:** *Als abschließende Frage, wo sehen Sie Deutschland oder Baden-Württemberg in Anbetracht der aktuellen Entwicklungen in Bezug auf Inklusion in fünf Jahren?*

**Merz-Atalik:** Ich bin eigentlich ein recht optimistischer Mensch, aber ich glaube, dass im Moment zu wenig strategisch konsequente Schritte gemacht werden. Ich erkenne sie jedenfalls nicht. Ich weiß, dass es jetzt diesen individuellen Rechtsanspruch gibt, den Eltern einfordern können. Und ich weiß auch, dass in den fünf Schwerpunktregionen sich sehr viel mehr entwickelt als außerhalb der Schwerpunktregionen. Ich würde mir wünschen, dass wir in fünf Jahren ein Schulgesetz haben, das den gemeinsamen Unterricht aller Kinder in einer Grundschule ermöglicht. Im Moment haben wir ein Schulgesetz, das das ausschließt. Das wäre der erste große Schritt. Ich würde mir zudem wünschen, dass die Schulen dann auch die Ressourcen und die Rahmenbedingungen bereitgestellt bekommen und dass man ihnen Mut macht, auch wirklich mit dieser neuen Aufgabe zu beginnen. Daran mangelt es im Moment. Es werden zwar zunehmend Fortbildungen für den Bereich Inklusion für Lehrer angeboten, das ist schon mal eine ganz wichtige Sache. Aber die Ressourcenunsicherheit, die Frage nämlich, wie mit welchen Ressourcen kann ich mich auf diese neue Aufgabe einlassen, die ist einfach noch weitgehend ungeklärt. Ich habe mal ausgerechnet, dass beim sonderpädagogischen Dienst 0,36 Lehrerwochenstunden bei einem Kind ankommen und das sind immerhin 30 Prozent der Kinder, die in Baden-Württemberg sonderpädagogischen Förderbedarf haben, die mit 0,36 zusätzlichen Lehrerwochenstunden auskommen. Da kann man sehen, dass das einfach ungenügend ist, um tatsächlich weitere Schritte und Konzepte von inklusiver Schule umzusetzen. Von daher muss man die demografische Rendite, die man im Moment versucht wegzustreichen, im Schulsystem halten, um tatsächlich Innovationen im Hinblick auf Inklusion umsetzen zu können. Darüber hinaus muss man aber auch die Frage des Erhalts des Sonderschulsystems

stellen. Ich halte es nicht für richtig, beide Systeme nebeneinander fortzuführen. Das zeigen alle internationalen als auch nationalen Studien und Erfahrungen - dies führt nur zu einer Erhöhung der Klassifikationsquote und zu einem erhöhten Ressourcenbedarf. Deswegen denke ich, muss man eindeutig auch konsequente Entscheidungen treffen. Man könnte bspw. mehr regionale Autonomie und Verantwortung abgeben in Bezug auf die Entwicklung. Wenn zum Beispiel die Stadt Ludwigsburg mehr inklusive Bildung entwickeln will, dass sie auch flexibler mit den sonderpädagogischen Ressourcen oder anderen, zusätzlichen Ressourcen, die bislang den Sonderschulen zugeteilt sind, umgehen kann. Diese Flexibilität in den Ressourcen gibt es im Moment nicht und das halte ich für problematisch. Von daher, wenn alles gesetzlich und von den Ressourcen so bleibt, sind wir in fünf Jahren wahrscheinlich nicht weiter als heute. Das muss ich mit Bedauern so sagen. Deswegen braucht es dringend eine Gesetzesänderung und auch eine Änderung der Ressourcensicherung für Schulen, die sich auf den Weg machen.

**Schluchter:** *Vielen Dank für das Interview.*